

Leseprobe "Blutender Tod" – Tatort Boston 1

© 2023 Roman Just - Gelsenkirchen

1. Kapitel

So fing es an ...

Das Jahr 1953 war politisch und militärisch betrachtet nicht aufregender als die Zeit nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Das Chaos regierte allerorts. Der Ton zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und der Sowjetunion wurde schärfer. Der Kalte Krieg wurde erbitterter geführt und das Wettrüsten erfuhr eine neue Dimension. Die Geschichte beschrift gnadenlos den Weg, der von Menschenhand geschrieben wurde. Unbedeutend blieben dabei die Schicksale Einzelner. Einige wenige erlangten einen zweifelhaften sowie furchterregenden Ruf. Sie brachten durch die übernommene Macht großes Leid, Folter, Terror und den Tod über das Volk. Es war Januar, der Partisanenkämpfer und Volksheld Tito, dessen wahrer Name Josip Broz lautete, wurde Staatspräsident des ehemaligen Jugoslawiens. Damals war niemand darauf vorbereitet, dass der Kriegsheld zwei Gesichter besaß, und zum Despoten werden würde. Im Februar schrie wieder einmal die Natur auf und sorgte für eine verheerende Sturmflut in England und Belgien. Hart traf es die Niederlande: Das Land stand zu einem Drittel unter Wasser und es gab zahlreiche Todesopfer zu beklagen. Im März 1953 starb der neben Adolf Hitler grausamste Diktator, den die Welt je hervorgebracht und gesehen hatte: Josef W. Stalin! Väterchen wurde der Tyrann von den Landsleuten genannt. Der Kremlchef entpuppte sich bald zu einem Monster in Menschengestalt. Er ließ verfolgen, quälen, unschuldig einsperren und töten. Unzählige Menschenleben forderte dessen Regentschaft. Der neue Gewaltherrscher hieß ab September Nikita S. Chruschtschow.

Der Osten Europas versank unter dem Hammer und der Sichel des kommunistischen Regimes. Die Freiheit der Menschen existierte praktisch nicht mehr. Die Armut nahm zu und der Lebensstandard wurde durch den Mangel an Waren unerträglicher.

Dafür erfuhr die Demokratie in Westdeutschland im April einen neuen Höhepunkt: Mann und Frau wurden vor dem Gesetz gleichgestellt. In Ostdeutschland wurde aus Chemnitz zum Leidwesen der Einwohner Karl-Marx-Stadt. Im Mai wurde der Mount Everest, der höchste Berg der Erde, erstmals von Menschen bestiegen. Im Juni wurde Elisabeth II. zur Königin von Großbritannien gekrönt. Vierzehn Tage später wälzten sowjetische Panzer einen Arbeiteraufstand in der DDR nieder. Im selben Monat kam es in der bayerischen Landeshauptstadt, München, zu schweren Unruhen. Der Grund dafür war, dass zwei Textilhäuser die Geschäfte am Samstagnachmittag zu öffnen beabsichtigten. Der Würger von Nottinghill, John Reginald H. Christie, ein

Frauenmörder, wurde im Juli in London hingerichtet. Fidel Castro scheiterte auf der Karibikinsel Kuba mit einem Putschversuch. Es war im August als die Sowjetunion erstmals eine Wasserstoffbombe getestet und die Welt damit in Angst und Schrecken versetzt hatte. Bei den zweiten Wahlen zum Deutschen Bundestag triumphierte Konrad Adenauer mit der CDU/CSU. In diesem September heiratete John F. Kennedy Jacqueline Bouvier. Für seine historisch-biografischen Werke erhielt Winston Churchill, durch und durch ein Politiker, im Oktober den begehrten Literaturnobelpreis. Friedrich Paulus, der Befehlshaber der sechsten Armee in Stalingrad, wurde in diesem Herbstmonat aus der Kriegsgefangenschaft entlassen. Er kehrte in die Heimat zurück: Sie lag nicht mehr im Dritten Reich, sondern in Ostdeutschland. In den letzten acht Wochen des Jahres fiel der Interzonenpass zwischen Ost- und Westdeutschland für immer weg. Walter Hallstein, Staatssekretär im Außenministerium, forderte in jenen Tagen energisch die Freilassung sämtlicher deutscher Kriegsgefangener. David Ben Gurion, Staatsgründer Israels und Ministerpräsident trat von dem Amt zurück. Der "Playboy" brach zum Entsetzen aller Moralapostel das Nackt-Tabu. Am Jahresende waren dreihunderttausend Menschen aus der DDR in den Westen geflohen. Das und mehr geschah 1953.

Unbemerkt von den Medien und der Öffentlichkeit blieb in diesem Jahr der Erfolg von zwei Wissenschaftlern. Sie hatten einen Weg gefunden, der es ihnen ermöglichte, die Molekularstruktur der menschlichen DNA zu entschlüsseln. Diese Entdeckung forderte die Forscher auf der ganzen Welt, die sich mit der DNA des Menschen befassten. Sie sorgte dafür, dass unter diesen teilweise genialen Spezialisten der Medizin in Bezug auf die vollständige Erkennung der Erbgutsubstanz ein radikaler Wettkampf entbrannte. Das lag in erster Linie an den Geldgebern. Egal, ob sie staatlicher oder privater Art waren. Sie waren es, die unerbittlich auf eine schnelle Auflösung der menschlichen DNA drängten. Die Entschlüsselung der Bausubstanz bedeutete für die Investoren einen in der Höhe unmöglich abzuschätzenden Profit. Insbesondere dem, der sie vor der Konkurrenz in den Händen hielt. Die Decodierung der DNA bot die Möglichkeit, das Äußere und Innere eines Menschen oder Tieres zu manipulieren.

Bei den finanziellen Überlegungen hatte niemand die kompletten wirtschaftlichen und denkbaren militärischen Vorteile berücksichtigt. Trotz der großen Bemühungen ist es der Wissenschaft bis heute nicht gelungen, die menschliche Bausubstanz vollständig zu decodieren. In der Gegenwart sind den Forschern auf der ganzen Welt vierzig Prozent der DNA ein Rätsel. Die einzelnen Abschnitte der DNA wurden Gene genannt. Diese Einheiten und Sequenzabschnitte verfügten über Steuerungsfunktionen im Körper, die den gentechnischen Laboren im großen Umfang nach wie vor unbekannt geblieben sind. Die schwarzen Schafe in diesem Metier der Medizin schreckte das von waghalsigen Experimenten nicht ab. Die Forschungen in und um die DNA wurden laufend intensiviert. Das auf verschiedenen Ebenen und in vielen Ländern auf der ganzen Welt. In den Anfangsjahren der Erbgutanalyse standen nicht der Fortschritt und

die Wissenschaft im Vordergrund. Es zählte einzig und allein der persönliche Erfolg. Jeder eiferte darum, der Erste zu sein, dem es gelingen würde, die Molekularstruktur des Menschen zu entschlüsseln. Es war eine logische Folge, dass die meisten Institutionen und Organisationen für sich tätig waren. Das erlangte Wissen wurde nicht mit der Konkurrenz geteilt. Mit den Jahren änderte sich dieses Verhalten. Bedingt durch deutlich mehr Rückschläge anstatt der ersehnten Erfolge, wurde der lächerliche und sture Egoismus aufgegeben. Die Forschung in dieser Branche erlebte einen regelrechten Boom. Die Welt, das Leben und die Menschen waren im Begriff, sich zu erklären. Es war eine eigene Galaxie, in die versucht wurde einzudringen. Es wurde ein Universum für sich, es war der Kosmos der DNA. Um in der umstrittenen Genforschung tätig zu werden, wäre ein hoher Grad an Menschlichkeit erforderlich. Bald wurde klar, dass ein vernünftiger Forscher und die Humanität in diesem Metier unerwünscht waren. Den Unternehmen und Sponsoren waren die Wissenschaft und der bahnbrechende medizinische Fortschritt unwichtig. Ihnen lagen der persönliche Profit und der eigene, leibliche Vorteil am Herzen. Schnell versuchten manche Geldgeber und Firmen, ein Kapital aus dieser Forschung zu schlagen. Wenige mit Erfolg, wesentlich mehr mit dem Verlust der gesamten Existenz und Zukunft. Einige Wissenschaftler, die den Aufbau des Lebens, die DNA, vergeblich erforscht hatten, zerstörten, ohne es zu merken, ihr eigenes Dasein. Merkwürdigerweise wurden vor allem die sogenannten schwarzen Schafe in diesem Sektor der Wissenschaft am stärksten gefördert. Sie bekamen die besten Geräte und das meiste Geld. Ethik und Moral brachten keinen Gewinn. Die Profite bei einer Erfindung im Kampf gegen den Krebs oder das Alter, waren in den Beträgen überhaupt nicht kalkulierbar. Somit war es zu erwarten, dass bei den Firmen und Investoren die Seriosität und sämtliche ethischen Bedenken völlig verschwanden. Die Konsequenz daraus war, dass die Zahl der schwarzen Schafe in diesem Berufsfeld zunahm. Die menschliche Bausubstanz wurde für die Forscher im Lauf der Zeit eine eigene Galaxie. Das Unbekannte zeigte den Wissenschaftlern die Grenzen auf. Erst im Juni 1970 gelang es einem Biochemiker, der zwei Jahre zuvor den Nobelpreis in der Medizin erhalten hatte, ein synthetisches Gen mit siebenundsiebzig Grundbausteinen des Lebens herzustellen. Es waren Tage, in der die Gentechnik und die Genmedizin immer mehr in das Blickfeld der Medien und damit der Öffentlichkeit rückten. Das Schaf Dolly verstarb am 14. Februar 2003, das Tier war erst sechseinhalb Jahre alt. Einige Monate vor dem Tod wurden bei dem geklonten Geschöpf deutliche Alterserscheinungen festgestellt.

Das vierbeinige Lebewesen war aus wissenschaftlicher Sicht ein unvollkommener Klon. Fälschlicherweise wurde es von den Medien anders beschrieben. Die Art, wie das Schaf erschaffen worden war, ließ eine hundertprozentige Übereinstimmung mit dem Ausgangstier nicht zu. Deshalb war Dolly streng genommen kein perfekter Klon. Das Projekt wurde in Schottland, im Roslin-Institut, nahe Edinburgh, in die Realität umgesetzt. Bei der Öffentlichkeit rief das Tier allorts zwiespältige Reaktionen

hervor. Einerseits wurde es als eine Sensation angesehen. Die Gegner der Genforschung äußerten hingegen erhebliche Bedenken. Sie sahen in dem geklonten Wesen die Vorstufe von einem Doktor Frankenstein und dessen Brut. In der Politik waren die Meinungen nicht minder gespalten. Die Leute auf der Straße distanzieren sich mehr von dem Projekt, anstatt dass sie es guthießen. Das Schaf Dolly war eine Weltsensation, zugleich ein schreckliches Weltwunder! Diese wissenschaftlichen Arbeiten wurden in der Folge zunehmend durch skrupellose Idealisten missbraucht.

Die neuen technischen Geräte, die auf den Markt gekommen waren, boten den Genforschern bessere Arbeitsmöglichkeiten. Je tiefer sie in das Universum der DNA vordrangen, umso schneller vergaßen sie die Regeln der Ethik und Moral. Jede Kritik an ihrer Arbeit prallte an ihnen ab, wurde für sie trotzdem zu einem Hindernis. Die Vorgehensweise wurde immer unseriöser, daran änderten selbst die neu entstandenen Gesetze nichts.

Die Decodierung der Bausubstanz schritt trotz aller Bemühungen langsam voran. Das verhinderte nicht, dass zahlreiche Wissenschaftler die Forschung an den menschlichen Zellen weiter betrieben. Gewonnene Ergebnisse wurden in der Folge an lebendigen Tieren illegal getestet. Der Natur und dem Leben stand ein massiver Einschnitt bevor. Einige wahnsinnig gewordene Genforscher, sahen sich dazu berufen, Gott zu spielen! Die Gesetzgebung war außerdem nicht fähig, dass im Fall Dolly nur eine Person den gesamten Erfolg für sich verbuchte. Es wurde ignoriert, dass ein zweiter Zellbiologe maßgeblich an diesem Klon-Projekt beteiligt war. Wäre es gerecht zugegangen, hätte der übergangene Forscher den Ruhm, die finanziellen Quellen sowie die Ehrungen und Preise erhalten. Dolly, das einzige von neunundzwanzig Embryonen, welches überlebt hatte, brachte somit ein weiteres menschliches, schwarzes Schaf hervor. Es wurde zum Leidwesen der Gentechnologie nicht das Letzte, das in diesem Zweig der Wissenschaft alle Werte des Lebens vergaß.

Unbedeutend blieb, dass 1953 auch der Professor geboren wurde.

2. Kapitel

Sonntag, 01. Oktober

Morgen

Es war nicht einmal fünf Uhr, da wurde Detektiv Forrest Waterspoon von der Einsatzzentrale geweckt und zu der Fundstelle einer Leiche beordert wurde. Vor Ort wurde er von seinem Partner empfangen. Er arbeitete seit wenigen Wochen mit Henry McClure zusammen und das Eis zwischen ihnen war längst nicht aufgetaut. Der erfahrene Ermittler war kaum aus dem alten Ford ausgestiegen, da wurde er von dem unausgeschlafenen wirkenden neuen Kollegen mit einem lächerlich bunten

Regenschirm in der Hand begrüßt. Ein anonymes Anrufer hatte sich in der Notrufzentrale gemeldet und die Stelle ausführlich beschrieben, wo angeblich die Leiche einer jungen Frau lag. Forrest trottete im strömenden Regen, gefolgt von Henry, zum naheliegenden Flussufer. Dort angekommen, begab er sich neben einem gleichaltrigen Mann in die Hocke. Mit dem Hut auf seinem Kopf sah er sich wie der Pathologe das Opfer an. Über der Toten war eine Plane aufgespannt worden, um vom Täter hinterlassene Spuren vor dem Guss zu retten. Ein kleiner, rundlicher, auf einem dreibeinigen Stativ befestigter Scheinwerfer erleuchtete den zarten, nassen und vollkommen nackten Körper. Die langsam einsetzende Morgendämmerung hatte nicht die Macht, sich gegen den grauen Himmel durchzusetzen. Die Regentropfen wirkten wie Tränen, die jemand aus Trauer wegen der auf dem Bauch liegenden Toten vergoss.

Wie die suchenden Augen des Pathologen sah Forrest zunächst keine sichtbaren Verletzungen an dem leblosen Frauenkörper. Henry McClure stand mit seinem grotesken Regenschirm neben ihnen und sah zu, wie der Facharzt für Pathologie das Opfer umdrehte. Ohne ein Wort wandte er sich von dem Leichnam ab und rannte einige Meter am Flussufer entlang, um sich zu übergeben. Kopfschüttelnd sah ihm der Detektiv hinterher. Die Arbeit mit dem Anfänger wurde ihm eine Last. Den Zögling mitzuschleppen und zu behüten, war eine Aufgabe, die ihm nicht behagte.

Der Pathologe begutachtete die Leiche mithilfe einer Taschenlampe und deutete nach ein paar Sekunden auf den Bauch und den Arm des leblosen Körpers. Forrest hatte die Einstiche in den Ellenbogen und die Nähte inmitten ihres Oberkörpers ebenfalls registriert. Die Brust und die Magengegend der Frau waren ekelhaft anzusehen. Die obere Region der Toten sah aus, wie schon obduziert.

Die Augen des Detektivs wanderten zu den Streifenpolizisten, die verdrossen und gelangweilt dafür sorgten, dass niemand in die Nähe der Leiche kam. Zum Dank wurden sie vom Regen durchnässt und dem Wind gepiesackt. Die beißende Brise ließ die Männer vor Kälte erzittern und schubste ihre Körper hin und her, womit er zu sagen versuchte, dass man hier überflüssig war und sofort zu verschwinden hatte. Die Regenmäntel sollten sie zwar zu schützen, aber konnten nicht verhindern, dass sich das Regenwasser über die Ärmelenden und dem zu breiten Kragen den Weg bis auf die Haut bahnte. Forrest bemitleidete die Kollegen, die Arbeit der Polizisten war undankbar, deswegen verstand er deren Gemütslage. Zu dem Verdruss wegen dem Wetter kam hinzu, dass im sichtbaren Umkreis keine einzige Menschenseele zu sehen war. Er wandte sich wieder Neil zu, der sich ebenfalls aufgerichtet und die Tote mit einem Tuch abgedeckt hatte.

Der Ermittler schätzte den Pathologen und dessen Arbeit. Der ihm vorausgeeilte Ruf besagte, dass er auf dem ausgeübten Gebiet eine Koryphäe war. »Was kannst du mir zu der Art und zum Zeitpunkt des Todes sagen?«, fragte der Detektiv, um eine grobe Einschätzung zu erhalten.

Neil Sesse zuckte mit den Schultern. »Auf den ersten Blick würde ich sagen, dass die Frau ungefähr sechs bis acht Stunden tot ist. Mehr kann ich dir erst nach der Obduktion mitteilen.«

Der Detektiv sah auf die Leuchtziffern der Armbanduhr, die er zum Hochzeitstag geschenkt bekommen hatte. Zu welchem, daran fehlte ihm die Erinnerung. Seine Stimmung wurde nachteiliger. »Also trat der Tod auf jeden Fall gegen Mitternacht ein«, rechnete er die Uhrzeit zurück und erhielt eine zustimmende Geste des Pathologen. »Unabhängig von den Nähten und den Nadeleinstichen: Wie ist sie gestoben? Ich habe keine Verletzungen gesehen, die auf einen Mord hindeuten«, deutete er auf die abgedeckte Frauenleiche.

»Ich habe keine Ahnung«, gab Neil Sesse zu und knipste die kleine Taschenlampe aus. Die Aktion unterstrich den ausgesprochenen Satz eindrucksvoll.

»Wann kann ich mit Ergebnissen rechnen?«, fragte der Detektiv und sah den Pathologen erwartungsvoll an.

Der Facharzt antwortete abwägend: »Bei dem Zustand des Opfers, frühestens heute Abend, spätestens morgen früh«, gefiel ihm das eigene Wortspiel.

Forrest bedankte sich für die Information und wandte sich von Neil und der Toten ab, die zum Abtransport vorbereitet wurde. Er trabte, wegen der Kopfbedeckung, den Regen ignorierend gemütlich Henry entgegen, der etwas wankend auf ihn zukam. Der unerfahrene Kollege sah elend aus, daran war das schicke Outfit, das er trug, in den Augen des Ermittlers Mitschuld. Die jungen Leute von heute bereiteten dem Detektiv, selbst dreifacher Vater, immer wieder Kopfzerbrechen. Sie gaben ihm manchmal Rätsel auf, die er unfähig war zu lösen, überraschten ihn gelegentlich, zu seinem Bedauern selten positiv. Als er und Henry McClure sich gegenüberstanden drehte er sich erneut der Toten zu. Die Leichen, die er bis jetzt in seiner Karriere gesehen hatte, waren in dem aufreibenden Berufsleben wegen der Aufenthaltsdauer im Langzeitgedächtnis unmöglich zu zählen. Ein Mord löste den nächsten ab, mitunter waren Gewaltdelikte dabei, die den Glauben an die Vernunft des Menschen verzweifeln ließen. Zum Glück waren die meisten Opfer in der hintersten Ecke der Erinnerungen begraben, nur deshalb war er in der Lage, sich an die Mehrzahl der Ermordeten nicht zu erinnern. Der Anblick der leblosen Frau war unangenehm und zudem Mitleid erregend. Die Nacktheit drückte eine gewisse Unschuld und Wehrlosigkeit aus. Nachdem sie am Flussufer angekommen waren, riss das tosende Wasser des Mystic River ständig an den Beinen der Toten. Es schien, dass die Strömung des Flusses die bewegungsunfähige Frau aufzuwecken versuchte, sie anschrie, aufzustehen und zu leben. Das Wetter wurde mit jeder Sekunde unangenehmer. Die Kälte, die der Wind scheinbar mit voller Absicht aus Norden herbeiwachte, ließ die ohnehin für diese Jahreszeit niedrige Temperatur deutlich kühler erscheinen. Die Regentropfen fielen durch die gelegentlich

auftretenden Böen seitlich zur Erde, bekamen dadurch eine Wirkung, wie sie kleine, feine Nadelstiche hervorriefen. Der Toten am Ufer des Mystic River war es vorbehalten, den kalten, nassen und trüben Tag desaströser erscheinen zu lassen, als er es wettermäßig ohnehin schon war. Die Silhouetten der Stadt, die flussaufwärts lagen, waren eingehüllt in Wolken und Dunst. Der Herbst und das Leben, im Moment vor allem der Tod, zeigten sich an diesem frühen und durch die Frauenleiche frostig empfundenen Oktobermorgen von der widerlichsten Seite. War das der Grund, dass selbst die Presse sich bis jetzt nicht sehen gelassen hatte? In die verwahrloste und heruntergekommene Zone der Stadt verlief sich ohnehin kaum einmal eine Menschenseele.

Das alte Hafenviertel von Boston war ein trostloser, verlassener und äußerst dreckiger Fleck auf dieser Erde. Die Gegend wurde durch die Ruinen der Lagerhäuser und Hallen sowie der hier stillgelegten Reedereien und Werften geprägt. Die Betriebe waren näher an die Stadt gezogen, um die Vorteile der sich ständig erweiternden und besseren Infrastruktur zu nutzen. Der neuen Anlegestellen und Liegeplätze hatte sich vollkommen verändert. Die Anlage war in ihren Ausmaßen gewachsen, sie wurde moderner und es gelang, sie an die Bedürfnisse der Schifffahrt anzupassen. Jetzt boomte der Hafen und gehörte zu den größten an der amerikanischen Ostküste. Die alte Hafengegend hatte sich durch die Umbaumaßnahmen im Laufe der Jahre von der Stadt entfernt. Trotz einiger historischer Plätze aus dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert war das Gebiet in eine Art Isolation und in Vergessenheit geraten. Die Geschäfte waren wichtiger als die Vergangenheit. Der trostlose Hafen bot einen traurigen Anblick. Er lag verwahrlost da, glich praktisch einer Geisterstadt, die etwas Unheimliches und Gespenstisches ausstrahlte. Es stand fest: Wenn hier außer Ratten sonst jemand unterwegs war, der gehörte den Menschen an, die wie das Areal ins Abseits getrieben worden waren. Bei ihnen handelte es sich um Drogensüchtige, Obdachlose, Dealer, Ganoven aller Art und Alkoholiker. Forrest beobachtete, wie die Gerichtsmediziner die zum Abtransport vorbereitete Tote emporhoben und davontrugen. Er sah auf die Stelle, wo sie gelegen hatte. Mit ausgestreckten Armen war sie neben einer Betonplatte von dem Mörder abgelegt worden. Die Männer von der Spurensicherung waren aufgrund des Wetters arbeitslos. Der Regen hatte alle Spuren, falls es überhaupt welche gegeben hatte, im Nu weggewaschen. Bei den nostalgischen Überlegungen zu dem Hafen bekamen die Sinne von Forrest ein Warnzeichen zugestellt. Ihm wurde bewusst, dass er fror und am ganzen Körper zitterte. Er war sich nicht sicher, was seinem Gemüt mehr zusetzte, die Kälte oder die Leiche. Womöglich neigte seine massive Statur aus beiden Gründen zu dem gefühlten und äußerlich sichtbaren Symptom. Er griff in die Innentasche des Mantels und holte eine Zigarre hervor. Das Rauchen von Zigaretten hatte er aufgegeben, stattdessen gönnte er sich gelegentlich eine dicke Havanna. Schon nach dem ersten Zug wurde ihm wärmer. Mit dem Zweiten erhielt er ein besseres Gefühl. Durch den Dritten wurde ihm wohler in seiner Haut. Das Empfinden war beileibe

nicht perfekt, aber der Zustand des Körpers und der Moral war erheblich gestiegen. Er sah zu Henry.

Der blasse Kollege war wesentlich gefasster, dennoch stellte sich der Detektiv die Frage, was der junge Mann bei der Polizei zu bewirken gedachte. Er hatte mit vielen Anforderungen in diesem Beruf Probleme und war entgegen der geschmeidigen Figur zumindest an einem Tatort schwerfällig. Diese Schwäche barg eine Gefahr, die sie beide bei einem lapidaren Verhör in Schwierigkeiten und im Ernstfall Kopf und Kragen kosten würde. Er bewertete unübersichtliche Situationen oft naiv und sah das Gemeine auf der Welt mit kindlichen Augen. Dementsprechend benutzte er den Verstand. Auf eine gewisse Art war McClure für den Polizeidienst seelisch zu zart besaitet. Henry war mittelgroß, in der Statur schlank und im Gesicht knabenhaft. Er hatte ständig suchende braune Augen, die erst etwas erkannten und sahen, wenn sie durch eine Harry-Potter-Brille ergänzt wurden. Dem Detektiv war es schleierhaft, wie er es mit diesen körperlichen und moralischen Voraussetzungen geschafft hatte, bei der Polizei aufgenommen zu werden. Er vermutete, dass er Fürsprecher hatte, die entweder die erforderlichen Kompetenzen besaßen oder über maßgebliche Verbindungen verfügten.

Er sah sich darin durch den Umstand bestätigt, dass der Kollege nicht tadellos, sondern stets wahrhaft exzellent angezogen zum Dienst erschien. Er selbst, hätte für die Anzüge, wie Henry sie anzog, mit seinem Gehalt einen Kreditantrag vergeblich beantragt. Keiner Bank wäre bereit, ihm für solche Kleidungsstücke ein Darlehen zu geben. Forrest hatte schrofte, kantige, wie Leder gegerbte Gesichtszüge. Das Haar war mit den vierundfünfzig Jahren, die er auf dem Buckel hatte, zurecht angegraut.

Deswegen sah er deutlich älter aus, hinzu kam der Hut, den er, seit einer Ewigkeit trug. Es gab Beamten auf dem Revier, die der Meinung waren, dass er mit der Kopfbedeckung nicht nur schlief, sondern mit dem Hut, der ein Markenzeichen von ihm war, sich zum Duschen und in die Badewanne begab. Solche Aussagen wurden in der Gegenwart des Detektivs unterlassen. Forrest war zwar bei den meisten Kollegen beliebt, aber nicht als ein Spaßvogel und Kommunikationsgenie bekannt. Er hatte innerhalb der Behörde den Status eines kooperativen Einzelgängers, den man klugerweise in Ruhe ließ. Für Henry waren das keine idealen Voraussetzungen in Hinsicht auf eine Zusammenarbeit.

Forrest war seit dreiunddreißig Jahren glücklich verheiratet und Vater von zwei leiblichen Kindern sowie einer Adoptivtochter. Er war ein erfahrener Polizist, inzwischen sechsunddreißig Lenze im Dienst, achtzehn davon im Rang eines Detektivs. Drei Mal hatte er eine Beförderung in einen höheren Dienstgrad abgelehnt. Es lag nicht in seiner Absicht, wegen einer gemütlicheren Position zu einem trägen Schreibtischhengst zu verkommen. Sein Arbeitsgebiet war die Straße, egal wie dreckig sie sich gab. Am Anfang seiner Laufbahn wurde er zwischen den Vorstädten von Boston und den

Abteilungen hin- und hergeschoben. Erste Erfahrungen hatte er bei der Sitte und der Drogenfahndung gesammelt, dort ebenso das Leid, den Schmerz und den Tod gesehen. Inzwischen war er für das Morddezernat der Stadt genauso lange tätig, wie er den Dienstgrad innehatte. Das größte Wissen, das Forrest besaß, wurde im Lauf der Zeit die Erkenntnis, dass es absolut gleichgültig war, in welcher Sparte er den Dienst versah. Das Elend und Leid, die Qual und der Tod waren überall präsent. Das gewaltsame Ableben eines Menschen wog bei der Rauschgiftfahndung nicht weniger, wie bei der Sitte. Es war stets gleich schwer, immer identisch und allerorts grausam.

Der Detektiv, dessen Augen manchmal in eine nicht vorhandene Leere sahen, wandte sich wieder dem Fundort der Leiche zu. Wie wurde das Opfer hierhergelockt? War die Fundstelle zugleich der Tatort? Wenn, was hatte die junge Frau in dieser Gegend zu suchen? Wer war Sie? Eine Geste mit dem Kopf reichte aus, um Henry McClure anzuzeigen, ihm zu folgen. An diesem Ort gab es nichts mehr zu erledigen, außer sich zu freuen, ihn zu verlassen. Was jetzt notwendig war, lag auf der Hand. Die Identität der Toten zu ermitteln, besaß Priorität, parallel war es Pflicht, ihr Leben und Umfeld zu durchleuchten. Eines war nicht zu leugnen: Einen Montagmorgen im Herbst bei herrlichem Wetter am Mystic River zu verbringen, hätte seine Reize besessen, aber es herrschte ein Dreckswetter, welches durch die Tote als saumäßig empfunden wurde. Forrest sträubte sich dagegen, aber die Wahrheit log nicht. Er war im alten Hafen auf eine tote Frau gestoßen, da ein geheimnisvoller Anrufer den Fundort preisgegeben hatte. Der Detektiv wies Henry an, ins Department zu fahren, stieg betrübt in seinen Wagen, öffnete das Fahrerfenster einen Spalt und zog an der Zigarre.

Bevor er den Motor anmachte und sich auf den Weg ins Büro begab, versuchte er vergeblich, für einige Minuten abzuschalten. Das ließ seine Herkunft nicht zu. Die dunkle Hautfarbe, war ein Grund, für eine alles andere als unbeschwerte Kindheit und Jugend. Ebenso der Stadtteil, in dem er aufgewachsen war und der damals dem Areal ähnlichsah, auf dem er im Moment stand. Vor all dem Bösen, dem Leid und dem Tod versuchten er und seine Frau, Betty, die leiblichen Töchter und ihre Adoptivtochter zu beschützen. Er und sie befürchteten, dass dieses Unterfangen vom Alltag und Lebensschicksal eines Tages torpediert werden würde. Sie gaben ihr Bestes, ein Unglück oder eine Tragödie zu verhindern, war unmöglich. Der Schmerz und der Tod waren stets präsent, egal wo, immer in schrecklicher Form. Ebenso der Rassenhass und die Intoleranz gegenüber Dritten. Anders aussehende sowie hinterfragende Menschen waren nicht beliebt, außer man war in manchen Fällen weißer Hautfarbe. Forrest brütete bei der Fahrt zum Revier über das Opfer. In welchem Alter war sie? Woher kam sie?

Vermisste sie jemand? Er schätzte sie auf dreißig Jahre, eher Mitte zwanzig, und schon tot! Für ihn gab es keinen Zweifel, obwohl er es sich anders wünschte, die junge Frau war definitiv das Opfer einer Gewalttat. Der anonyme Hinweis in der Zentrale war der Beweis dafür. Mit was für einer Art von Kapitalverbrechen er konfrontiert wurde,

vermochte er nicht einzuordnen, dazu war es zu früh. Er fragte sich, mit welcher Art von Verbrechen er konfrontiert wurde: War es Vorsatz, eine Fahrlässigkeit oder eine Affekttat? Der Anrufer, welchen Bezug hatte er zu der Toten? War er am Ende sogar der Schuldige für das Ableben der jungen Frau?

Tausend Fragen, keine Antworten. Dieser Umstand sowie das Bauchgefühl und die langjährige Berufserfahrung verhiessen nichts, was ihm in irgendeiner Form beneidenswert erschienen wäre. Im Gegenteil, er befürchtete, dass die Tote der Auftakt von einem Horrorszenario war.

Er sollte sich nicht täuschen!

Ende der Leseprobe

[Zum Buch](#)